Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 1. August 1835.

92

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die fixe Idee.

(Eine einfache Malergeschichte, mitgetheilt von J. F. Castelli.)

Es sind jetzt vierunddreyßig Jahre; ich war noch sehr jung, hatte eben die Collegien verlassen, und glaubte damals noch an viele Dinge, oder besser gesagt, an viele Worte, z. B. an die Liebe. Ich faßte eine unwiderstehliche Neigung zu einer jungen Witwe mit runden Formen, und liebte sie — Himmel und Erde! liebte sie, wie man zum ersten Male liebt. Ich hatte ihr auf meinen Knien, stammelnd, meine Erklärung gemacht; ich hatte den Saum ihres Kleides geküßt; ich zitterte am ganzen Leibe, wenn sie ihr kleines Händchen in den meinigen ließ und glaubte vor Entzücken zu vergehen, als sie mir eines Tages eine ihrer Haarlocken gab. Ich wollte ihr ein Gegengeschenk machen, und beschloß daher ihr mein Antlitz in Miniatur zu verehren. — Doch ich will ja hier nicht von mir reden, ich war damals ein alberner Thor, was ich ohne zu erröthen bekenne; denn wer könnte sich rühmen es nicht gewesen zu seyn?

Was ich hier erzählen will, ist die einfache Geschichte eines jungen Malers, an welchen ich mich wandte, um mich auf Elfenbein zu übertragen. Er forderte dafür 100 fl., und als ich die Summe etwas zu hoch fand und ihn bat, mir einen annehmbaren Preis zu machen, antwortete er mir ganz barsch: „Nicht ein Kreuzer wird nachgelassen, hundert Gulden oder nichts; wenn Sie diese Summe nicht bezahlen wollen, so muß ich schon bitten, sich an einen andern zu wenden, denn ich feilsche nicht mit meinem Talente.“ Ich bemerkte ihm, daß er mit solchen Grundsätzen, obschon sie nicht zu tadeln seyen, sein Glück doch schwerlich machen würde. — „Glück!“ wiederholte er, und seine Lippen preßten sich zu einem verächtlichen Lächeln zusammen, „Glück und wahre Kunst wohnen nicht beysammen.“

Ich gab mir alle mögliche Mühe ihm Vernunft zu predigen. Ich stellte ihm vor, daß seine Ideen um ein halbes Jahrhundert zurück seyen, daß in unsern Zeiten das Talent nicht selten in einem Wagen fahre und in einem eleganten Quartiere wohne, Geld und Kostbarkeiten besitze; aber nichts konnte

ihn von jener paradoxen Idee abbringen. Er ging in der Hitze des Gespräches sogar so weit, daß er behauptete, er würde sich entehrt fühlen, wenn er wo anders sterben würde, als im Hospital. Diese Überzeugung habe er gehabt, als er das erste Mal den Pinsel in die Hand genommen, und sie habe ihn seitdem nie verlassen.

Endlich versprach ich, die Summe zu geben. Ich saß ihm eine ganze Woche hindurch. Wir sprachen viel über Kunst; sein Enthusiasmus gefiel mir, ich kettete mich mit wahrer Freundschaft an ihn und wir sahen uns auch nachher öfters.

Eines Tages begegnete ich ihm, und fragte ihn, wie die Geschäfte gingen. „O die Geschäfte gehen gut," antwortete er mir, „aber das kann nicht länger so dauern. Schöne Beschäftigung, herrliche Kunstübung, welche ich seit einem Jahre treibe! Ich habe die letzte Kunstausstellung mit Porträts von Gewürzkrämern, Müllern und Bäckern angefüllt, und auch ihre Gemahlinnen prangen mit Colliers, goldenen Ketten, Brüsselerspitzen u. dgl. darin. Noch glücklich, wenn ich nicht eine ganze löbliche Fleischhauerfamilie in Einen Rahmen einschachteln mußte. Bey Gott! das ist nicht mehr auszuhalten, und ich wollte hundertmal lieber Wagenlackirer oder Schildpinsler seyn. Aber ich schwöre es, von heute an mal' ich kein Porträt mehr." — „Was wollen Sie denn malen?" — „Was weiß ich? Genrebilder, historische Bilder, alles, was mir in den Sinn kommt. Mit einem Worte, ich will künftig nur für mich arbeiten, für meinen Ruf, für die Ehre." — „Die Ehre, recht, aber sie gewährt magere Kost; ich meines Theils rathe Ihnen, sich daneben doch auch an etwas Solides zu halten und wär's auch der Kopf eines dicken Bräumeisters."

Einige Zeit nachher fand ich meinen Mann wieder, er war auf dem besten Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Er wohnte auf einer Bodenkammer, welche er sein Atelier nannte, und worin seine Staffeley, ein elendes Bett, ein Stuhl und einige Büsten das einzige Ameublement ausmachten. Er war aber sehr zufrieden, ja glücklich, und gab sich mit aller Liebe seiner Kunst hin. Er besaß keinen Kreuzer Geld und dennoch hab' ich ihn nie so stolz gesehen. „Sehen Sie dieses Bild an," sagte er zu mir, indem er einen zerrissenen Lappen von seiner Staffeley wegzog, „betrachten Sie diesen Weiberkopf — diese Augen — dieses Fleisch! — das ist mein Werk, lieber Freund! In einem Jahre wird es fertig seyn, und in unserm Museum unter meinem Namen neben den Werken unserer ersten Künstler glänzen." Ich bewunderte das Bild, denn wahrhaftig, es war kühn und mit außerordentlichem Genie auf die Leinwand hingeworfen. Allein dann wandte ich den Kopf zu meinem Freunde mit der gewöhnlichen Frage: „Und die Geschäfte?" — „Geschäfte! Hm! ich bekümmere mich darum nicht mehr, ich weiß so wenig davon, daß ich in Verlegenheit wäre, Ihnen zu sagen, wie ich mir morgen ein Mittagsmahl verschaffen werde. Bey meinem Gastgeber, wo ich es gewöhnlich nehme, macht man mir schon eine sehr verdrießliche Miene, und ich glaube, man wird mir nächster Tage verweigern meine Schale zu füllen. Aber das thut nichts, ich gehe wo anders hin und sie verlieren meine Kundschaft. Geld bekommen sie keines, das ist gewiß, bis ich mein Bild vollendet und verkauft, dann werd' ich alle Welt richtig bezahlen. Bis dahin aber müssen sie warten, sollen ruhig seyn, ich bin's auch. — Wenn ich sage, ich bin ruhig, mein werther Freund, so ist das übrigens doch nicht so ganz wahr. Eine Sache beunruhigt mich recht sehr.

Mein entsetzlicher Hauswirth droht mir, mich hinauszuwerfen und mir Alles wegzunehmen, wenn ich nicht darein willige, ihm sein Porträt zu malen. Stellen Sie sich vor, das ist das platteste, nichtssagendste Gesicht und die gemeinste Figur, die man sich nur denken kann, und Sie kennen meine Antipathie. Übrigens werde ich wohl in den sauern Apfel beißen müssen, denn mein großes Bild will — muß ich hier vollenden, wo ich es angefangen habe, und der Kerl wäre vielleicht auch noch im Stande dieses zu behalten."

Ich redete ihm zu, das Porträt ja zu malen, um wenigstens von dieser Seite sicher zu seyn, und empfahl mich dann mit den Worten: „Freund! wenn Sie nicht klüger sind, nur Alles für die Kunst und gar nichts für den Magen thun, so werde ich Ihnen doch bald einen Besuch in Ihrem sogenannten Tempel des Ruhmes, nemlich im Hospitale, machen müssen." Fröhlich entließ er mich mit den Worten: „Dort, wie überall, werden Sie mir stets herzlich willkommen seyn."

Während einiger Zeit hatten mich verschiedene Geschäfte gänzlich in Anspruch genommen, und ich hatte meinen Monomanen schon fast vergessen, als ich eines Abends zu Hause ein kleines rosenfarbenes wohl parfumirtes Billetchen fand. Ich glaubte nicht anders, als dieß zierlich gefaltete Ding käme von einer Frauenzimmerhand, und erstaunte daher, als ich hierin eine Einladung zum Mittagmahl, mit „Carl Rinde" unterzeichnet, fand. Ich dachte im ersten Augenblicke, mein Maler werde sein großes Bild vollendet und verkauft haben, und nun aus allen Kräften trachten, sich des schnöden Mammons wieder zu entledigen, der das Genie tödtet. — Allein! es war noch besser gekommen. Ein Vetter, einer von jenen so abgenützten Vettern, daß unsere Dichter in ihren Lustspielen sie nicht einmal mehr vorzubringen wagen, und die sie daher durch eine Quaterne im Lotto ersetzen, ein wahrer, ächter ostindischer Vetter von der besten Race, war gestorben, und hatte unserm jungen Künstler eine runde Summe von 100,000 fl. zurückgelassen.

Für einen Menschen, der so sehr daran hing, arm zu leben und arm zu sterben, war das wirklich ein Unglück. Glücklicherweise gab es aber Mittel dagegen, und Carl arbeitete mit bewunderungswürdigem Eifer, es sobald als möglich mit der Wurzel auszurotten.

Ich traf ihn mit zehn bis zwölf jungen Leuten, Dichtern, Musikern, Malern, gar guten Kindern, lustig und zuvorkommend, aber etwas leicht und leichtsinnig, beysammen. „Stellen Sie sich vor," sagte er zu mir, „seit mir das fatale Geld zugekommen ist, habe ich auch nicht einen Pinselstrich gemacht. Wenn es immer dauern würde, mein großes Bild bliebe unvollendet und ich unbekannt." „Mein Freund," antwortete ich, „wir waren, was diesen Gegenstand betrifft, immer verschiedener Meinung, und ich habe schon lange darauf Verzicht geleistet, Ihnen Vernunft predigen zu wollen, übrigens wäre wohl hier auch nicht der Ort dazu." — „Nein, wahrhaftig nicht," sprach Einer der Gäste, „die Vernunft hat bey uns nichts zu thun," und er läutete stark, ein Aufwärter erschien. — „Das Mahl, das Mahl!" schrien alle zugleich. — „Sogleich sollen Sie bedient werden, meine Herren, aber ich weiß noch nicht, welche Weine Sie wünschen." — „Nur eine Sorte," rief der Gastgeber: „Champagner und Selterwasser dazu." — „Das soll ja, wie mir scheint, ein wahres Saufgelage werden." — „Allerdings," erwiederte ein junger

Schriftsteller, „eine wahre Orgie, dadurch wird die Einbildungskraft entflammt, und die poetische Ader zum Flusse gebracht; meine bewunderungswerthesten Stellen hab' ich immer geschrieben, wenn ich von einem solchen Gelage nach Hause kam."

Ich blieb nur kurze Zeit, sah aber, daß die Herren sich tüchtig an die Arbeit machten, um ihre Einbildungskraft zu entflammen; aber wenn ihr Genie in dem Maße hervortrat, als ihre Vernunft sich verminderte, so müssen das sublime Sachen seyn, die sie schrieben.

Am folgenden Tage besuchte ich Carln. Ich wollte ihm beweisen, daß der Künstler, wenn er seines Mittagsmahles sicher ist, viel mehr und viel besser arbeite, weil sein Geist ruhiger ist; aber da kam ich bey ihm schön an. „Ruhig," versetzte er, „ruhig, wenn ich weiß, daß mein Pult von Thalern voll ist? Ach, mein Freund! wie kann man da ruhig seyn?" — Was konnte ich darauf antworten? Nichts! — Das that ich auch, und ging, indem ich meinen Mann von nun an für vollkommen unheilbar ansah, und beschloß, ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Einen Augenblick übrigens schöpfte ich doch wieder Hoffnung; ich glaubte nemlich, die Liebe werde das zu Stande bringen, was mir durch alle Beredsamkeit und Beharrlichkeit nicht gelang. Carl sah zufällig im Theater ein junges, sehr schönes Mädchen. Es war einer jener herrlichen, reinen Raphael'schen Köpfe, den er gerne porträtirt oder zum Modell eines seiner Bilder genommen haben würde. Der Vater, ein honetter Particulier, war das, was die Künstler einen Liebhaber nennen, das heißt, ein mehr oder minder gebildeter Freund der Kunst. Mein junger Freund fing im Theater ein Gespräch mit ihm an und beyde erhitzten sich in Darlegung ihrer Meinungen über die Malerey, und als der Vorhang fiel, waren sie die besten Freunde. Kockerling (dieß war der eben nicht sehr künstlerische Name des Liebhabers) lud Carln ein, ihn zu besuchen und seine kleine Sammlung von Gemälden zu besehen, in welcher sich doch einige verdienstvolle Originale befänden. Die Einladung ward mit Vergnügen angenommen.

Schon am dritten Tage begab sich Carl, nachdem er zu Hause Schnurr- und Knebelbart gehörig aufgestutzt und gewichset hatte, in Kockerling's Haus. Dieser empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit und zeigte ihm sein kleines Museum, indem er ihm lang und breit die Geschichte jedes Bildes erzählte und die frühern Besitzer desselben nannte. Carl fragte ihn, ob er selbst male. „Nein," antwortete Kockerling, „ich war früher Handelsmann, habe mir klüglich meine Schäfchen ins Trockene gebracht, und mich dann erst der Kunst hingegeben. Jetzt bin ich schon zu alt, um Nasen und Augen zu zeichnen, aber meine Tochter zeichnet nicht übel, ja sie fängt auch sogar schon an in Öhl zu malen, sie macht allerliebste kleine Genrebilder; wenn Sie ihre Arbeit sehen wollen, wird es ihr ein Vergnügen, und die Andeutungen eines so ausgezeichneten Künstlers werden ihr sehr kostbar seyn." Man ging in Elisens Kammer, welche erröthete, etwas von unbedeutenden Pinseleyen stotterte, mit den kleinen Händchen ihre errötheten Wangen bedeckte und den Vater naiv ausschalt, daß er solch ein Wesen von ihren Arbeiten gemacht habe; endlich holte sie aber doch ihr Portefeuille herbey und zeigte Verschiedenes. Alles wurde belobt und bewundert, zwar nicht ganz ohne Anmerkungen, aber doch so, daß sich Elisens Eigenliebe sehr geschmeichelt fühlte.

Endlich trennte man sich, gleich bezaubert von einander. Carl versprach wieder zu kommen und Elisen mit seinem Rathe beyzustehen. Er hielt auch sein Wort. Aber je öfter er kam, desto mehr lernte er Elisens Einfachheit und Liebenswürdigkeit kennen, und desto mehr wuchs seine Liebe zu ihr. Ich hörte das Alles mit Vergnügen, und hoffte davon eine gute Wendung seines Schicksals.

Eines Morgens trat er in mein Zimmer, ich lag noch im Bette, er ging einige Male schweigend auf und nieder, blieb dann plötzlich vor meinem Bette stehen, und fragte mich heftig: „Was würden Sie an meiner Stelle thun, Freund?“ — „Bevor ich antworte,“ sagte ich lächelnd,„ muß ich erst wissen, auf welcher Stelle Sie stehen.“ — „Keinen Scherz,“ erwiederte er, „ich könnte ihn jetzt leicht übel aufnehmen.“ — „Ich will nicht scherzen, im Gegentheil, ich bin bereit, Ihnen recht ernsthaft und freundschaftlich zu antworten, sagen Sie mir nur erst, worum es sich handelt.“ — „So hören Sie. Sie kennen Elisen, Sie wissen, wie sehr ich sie liebe, so daß ich sogar im Stande wäre, eine Thorheit um ihretwillen zu begehen.“ — „Nun also?“ — „Also, was würden Sie an meiner Stelle thun?“ — „Werden Sie von dem Mädchen geliebt?“ — „Ich hoffe es, ich glaube es, ich weiß es gewiß.“ — „Nun dann würde ich an Ihrer Stelle sie vom Vater begehren und heirathen.“ — „Heirathen, heirathen! schöner Rath bey meiner armen Seele! Als wenn es etwas Entsetzlicheres auf der Welt gäbe, als heirathen?“ — „Wie, wenn aber das Mädchen, wie Sie mir selbst oft gesagt haben, die Unschuld, die Tugend, die Liebenswürdigkeit selbst ist?“ — „Das ist sie auch, und eben darum hab' ich guten Rath so nöthig. Alle diese herrlichen Eigenschaften auf der einen Seite, und meine Abneigung gegen die Ehe auf der andern. Ich wäre in einer schönen Lage mit Weib und Kindern! Wenn ich Geld hätte, das mich genirt, das mir zur Last ist, und von dem ich mich daher zu befreyen suchen wollte, so würde ich das nicht thun können, nicht thun dürfen, meiner Familie wegen. Und wenn ich kein Geld hätte, und so recht frey, recht glücklich eine Lieblingsidee ausführen wollte, so würde ich das wieder nicht thun können, sondern um das liebe Brot Müller und Bäcker abkonterfeyen müssen. Nein, nein, ich heirathe nicht, ich will mich und meine Kunst nicht zu Sclaven machen, will diejenige nicht mit mir unglücklich machen, deren Schicksal ich an das meinige kette.“ — „Nun gut, mein Lieber, so heirathen Sie nicht.“ — „Wenn aber ohne sie kein Glück für mich auf Erden ist?“ — „Sie reden ins Blaue hinein, lieber Freund, und auf diese Art kommen wir in einem Jahre zu keinem Entschluß. Sie haben nur unter drey Maßregeln zu wählen: heirathen, vergessen, oder sich eine Kugel durch's Gehirn jagen.“ — Er faßte mich bey der Hand und sprach: „Sie haben recht, das ist doch ein vernünftiger Rath, ich danke Ihnen.“

Erschreckt durch den festen, entschlossenen Ton, womit er diese Worte aussprach, bereute ich schon, also mit einem halb Wahnsinnigen gesprochen zu haben, und ich fragte ihn mit Unruhe, was er denn zu thun Willens sey? „Nichts anderes, als was Sie mir gerathen haben, heirathen will ich nicht, vergessen kann ich nicht; es bleibt mir also nur das Dritte übrig, ich will mir ein Paar Pistolen kaufen.“

Ich wußte wohl, Carl sey der Mann, diesen entsetzlichen Entschluß auszuführen. Ich blieb also den ganzen Tag über bey ihm, suchte seine Liebe zur

Kunst wieder rege zu machen, stellte ihm vor, daß dann sein großes herrliches Bild unvollendet bleiben und sein Name mit ihm zu Grabe gehen würde. Er gab endlich nach und entschied sich dahin, eine Reise nach der Schweiz und Italien zu machen, um Elisens Bild aus seiner Seele und den Rest der Erbschaft an den Mann zu bringen. Wenn dieß geschehen sey, wolle er wieder zurückkehren und arbeiten.

Am folgenden Morgen schon reiste er ab. Er war achtzehn Monate abwesend, während welcher Zeit er keinem Menschen schrieb. Eines Tages, als ich ihn eben am wenigsten vermuthete, kam er zurück. Er war von seiner Liebe zu Elisen vollkommen geheilt, lustig und guter Dinge; denn auch seine Börse war sehr leicht geworden. Er sagte mir, daß er seine alte Wohnung unter dem Dache wieder beziehen und nun mit Eifer an seinem großen Bilde arbeiten wolle. Wirklich glänzte dieses Werk in der Kunstausstellung des nächstfolgenden Jahres, wo es allgemeinen Enthusiasmus erregte und von einem Liebhaber um einen bedeutenden Preis gekauft wurde. Dieses Geld reichte hin um die Schulden zu bezahlen, die der Künstler seit jener Rückkehr aus Italien gemacht hatte, dann fing Carl ein neues Bild zu malen und neue Schulden zu machen an. Ich war damals gezwungen eine Reise zu machen. Während meiner Abwesenheit brach die Cholera aus, und der arme Carl Rinde war eines ihrer ersten Opfer. Einige mitleidige Nachbarn brachten ihn in das Hospital, wo er binnen 24 Stunden seinen Geist aufgab, vermuthlich mit dem süßen Bewußtseyn sein Geschick erfüllt zu haben.

Herbst.

Nach Alfons de Lamartine.

Sey mir gegrüßt, o Wald! dem ein Restchen von Grün nur noch Schmuck ist,
Du auch, vergelbendes Laub, rings auf den Rasen gestreut.
Letzter, freundlicher Herbsttag, willkommen! Die Trauer der Erde
Zeigt sich harmonisch zum Schmerz, so auch gefällig dem Blick!
Ernst mit dem Schritte des Sinnenden wandl' ich den einsamen Fußsteig,
Einmal möcht' ich noch sehn, wär's auch mit sterbendem Blick,
Diese erbleichende Sonne, die sinkend mit schwächeren Strahlen
Kaum noch das Dunkel des Walds, hier, wo ich wandle, durchdringt!
Ach, in den Tagen des Herbstes, wo Alles verscheidet, entfaltet
Dieses verschleyerte Licht einen allmächtigen Reiz.
Gleich dem Abschied des Freundes, dem letzten Lächeln der Lippen,
Welche der grausame Tod bald wohl auf immer verschließt:
Also auch ich, schon bereit zu verlassen des Lebens Gewirre,
Vieles beweinend, was lang, ach! und umsonst ich gehofft,
Wend' ich noch einmal mich um, und die Blicke begehrender Sehnsucht
Gleiten an Gütern dahin, die ich doch niemals genoß!
Erde und Sonne und Thäler! Natur, du freundliche, schöne!
Sehet, die Thräne fällt warm noch am Rande des Grabs!
O wie durchwürzt ist die Luft und das Licht — wie stärkt es die Seele!
Ach, und die Sonne, wie strahlt brechendem Blick sie so hold!
Sey er geleert denn, hoffend geleert noch, bis auf die Hefen,
Dieser Becher, in dem Nectar mit Galle sich mischt.
Möglich, am Boden des Kelches, aus dem ich das Leben getrunken,
Haftet der Honig vielleicht, sey es ein Tropfen auch nur.

Möglich, daß mir die kommende Neige noch gütig bewahre
Kurzes Erscheinen des Glücks, das ich zu hoffen verlernt:
Daß ich vielleicht im Gedräng' nur eine Seele noch finde,
Die mich zu fassen vermag und zu erwiedern versteht. —
Welket die Blume dahin, so läßt sie den Duft noch Zephyren,
Und dem belebenden Licht haucht sie den Scheidegruß zu.
Meine Seele jedoch, befreyt und entfesselt vom Tode,
Zieht wie ein einsamer Ton traurig melodisch hinweg.

Joseph Emanuel Hilscher.

Ein- und Ausfälle.

Von F. A. W. Dünemann.

Zwölfte Decime.

Wenn ein Faullenzer in Thätigkeit geräth, macht er in einer Stunde mehr als zehn fleißige Leute — diese Stunde rechnet er aber auch einst seinem Schöpfer als ein ganzes Leben an.

Die moralische Kraft kennt weder Zeit noch Raum; ihr ist Alles Element und Alles ohne Grenze; sie ist ein zauberischer Wallfisch, der in einem Wassertropfen wie im Ocean lebt und schwimmt.

Die Zeit ist ein Brillenhändler und jedes Jahr eine Lorgnette mit einer neuen Nummer; nur mit dem Unterschiede, daß sie die Gläser immer schwächer schleift, je älter das Auge wird.

Je höher man auf Bergen steigt, je abschreckender erscheint Einem das Thalleben. Ein Sentimentaler in einem Luftballon müßte vor Lebensekel umkommen.

Die Travestie von van Speyk's Heldentod wäre ein Stutzer, der, um sich vor dem Schuldthurm zu retten, in die Pulverkammer einer alten Witwe Feuer wirft, und sich so moralisch in die Luft sprengt.

Schriftsteller und Lügner müssen für ihr Gedächtniß wieder ein Gedächtniß haben; die Einen, um keine Plagiate zu machen, die Andern, um consequent bey der Unwahrheit zu bleiben.

Manche Menschen haben einen wahren Heißhunger nach Öffentlichkeit. Wäre es möglich, sie ließen sich in Musik setzen und sich mit allen Drehorgeln durch die Straßen tragen.

Da wir nach Erscheinungen schließen, so beurtheilen wir immer wieder unser eigenes Urtheil. Unser Verstand gleicht so einem Hunde, der, sich im Kreise drehend, seinen Schwanz verfolgt.

Affen, welche Äpfel finden — sagt N. — und Menschen, denen die Natur ein wichtiges Geschenk macht, können nicht unterlassen mit beyden ein Bischen zu spielen.

Strebe mit deinem Geist nicht über Jahrzehente hinaus! Bedenke, daß deine Nachwelt über Flintenläufe und Taschenuhren, als antiken Trödel, spotten wird.

Mittheilungen aus Algier.

Cantonnement von Mustapha Pascha, Jänner 1835.

Wohl in keinem Jahre ist in unserer Stadt so viel gethan worden, als im jüngstvergangenen. Der Platz der Moschee, welcher Anfangs 1833 noch in Ruinen lag, ist nun ein südlicher lebendiger Marktplatz, und Abends der Sammelplatz der Bevölkerung geworden. Der Maure gewöhnt sich mehr und mehr an die europäischen Sitten, der Jude, ich meine den algierischen, bietet sich zu allen Geschäften, selbst einige arabische Stämme der Küsten und Ebenen haben sich uns freundschaftlicher genähert. Theils Interesse, theils Furcht halten die übrigen vor ernsten und allgemeinen Angriffen gegen uns ab, um so mehr, da zwischen den einflußreichsten Beys und Scheiks stets Spaltungen Statt finden.

In Europa herrscht in dieser Jahreszeit der Winter, und wirft sein weißes, starres Gewand über die Natur, während hier am afrikanischen Gestade der Frühlingsputz schon hervorbricht, die Feige Knospen ansetzt und die Wiese grünt und duftet, die Sycomore neuen Blätterschmuck erhält und eine milde Sonne diese Jahreszeit zu den angenehmsten im hiesigen Lande macht. In der Stadt ist im verwichenen Jahre viel gebaut worden, die einzige bedeutende Straße, welche von der Porta Bab-el-Oued — nach der Porta Babazoun führte, und noch kürzlich kaum für einen Wagen breit genug war, ist jetzt erweitert und geregelt worden, und hat auch viele europäische Läden und zierliche Verkäuferinnen erhalten, die neben den phlegmatischen Eingebornen, welche auf Strohmatten liegen und aus langen, thönernen Pfeifen rauchen, französischen Modewaaren neben den türkischen Papierlampen, schmutzigen Wachslichtern und Naturproducten ausbieten.

Die Beduinen, oder besser die Kabilen, ziehen in ihre weißen Bowinu's gehüllt zahlreich alle Morgen bis zu den Vorposten, hier werden die beladenen Kamehle, Esel, Maulthiere und Pferde angehalten, die Waare und Kleidung durchsucht und der finstere Araber muß die bey sich führenden Waffen ablegen, welche er bey seiner Rückkehr vom Markte der Stadt zurückerhält.

Die oberen und unteren Beamten, Kaufleute, Officiere und Speculanten haben sich die orientalischen Marmorhallen und Springbrunnen, Salons, Haremszimmer und Balcone der morgenländischen Bauart mit europäischen Bequemlichkeiten eingerichtet; einige Intendantenwohnungen überbieten an Luxus und Pracht sicher viele Paläste Europa's, das Haus des Generals en chef Baron Drouot d'Erlon liegt in einer engen Straße, ist aber reich verziert mit morgenländischem Schnitzwerk an den Säulen und bunten Porzellanscheiben an den Wänden; freundlicher aber ist das ehemalige Landhaus des Deys, welches vor der Stadt im Jardin du Dey liegend, den Sommersitz des Generals en chef ausmacht. Hier genießt man einer herrlichen Aussicht auf das Meer, die Stadt und westlich nach den Landungsküsten Sidi Ferrudsch und Torre Chica hin.

Auch die übrigen, von ehemaligen Besitzern verlassenen prächtigen Lustschlösser der reichen Türken und Milizen sind jetzt von den Generalen, Generalstabsofficieren und Beamten der Colonisten besetzt.

Mustapha Pascha, der Landsitz eines der nächsten Anverwandten des Deys von Algier, der dessen Oberfeldherr in der letzten Katastrophe war, ist jetzt eine der Hauptcasernen. Oben auf der Spitze des Berges sind meist Officierswohnungen eingerichtet und nur einzelne Compagnien detachirt, weiter unten aber steigen die Casernen amphitheatralisch bis zum Meere und den Küstenebenen nieder, wo mehrere Reihen von hölzernen und steinernen Barracken für die Truppen erbaut worden sind, und einige Regimenter nahe dem prächtigen Exercirplatze cantonniren.

Die alten römischen Straßen, welche in dieser Gegend noch zu finden sind, haben bey Anlegung breiter Wege für die Artillerie sehr wohl benützt werden können, und in diesem Augenblicke führt auch eine wohlangelegte europäische Straße von der Stadt an den Blockhäusern vorbey bis zu den äußersten Vorposten, bis zu der sogenannten Maison carrée in der Ebene nahe dem Aratschfluß und auch bis zur ferme modèle, ehemals eine Pächterey des Deys und sein Hauptgestüt.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.